

Ein halbes Haus auf Lanzarote

Über die Autorin

Jonna Meerland lebt und schreibt auf den Kanarischen Inseln. In ihren Romanen verliebt man sich immer doppelt: in einen Menschen und in eine Insel. „Wind über Famara“ ist ihr Debüt und der Auftakt der Reihe „Inselherzen“.

JONNA MEERLAND

Ein halbes Haus auf Lanzarote

Roman

Inselherzen Band 1 - Lanzarote



1. Auflage 2026

© 2026 Zauberberg Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Dies ist ein Roman. Handlung und Figuren sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Autorin: Jonna Meerland

Umschlaggestaltung und Satz: Zauberberg Verlag

KAPITEL I – ZWÖLF KARTONS

Mein Leben passt in zwölf Kartons, und das finde ich keine Tragödie, sondern eine Leistung.

Karton Nummer sieben will nicht zugehen. Ich knie darauf, mit dem ganzen Gewicht meiner vierunddreißig Jahre und der halben Fachbibliothek eines Architekturstudiums, und ziehe das Klebeband so straff, dass es singt. Draußen regnet Berlin. Berlin regnet immer, wenn ich umziehe, das ist statistisch nicht haltbar, aber gefühlt wasserdicht: elf Umzüge mit meiner Mutter, vier eigene, und in meiner Erinnerung tropft es durch jeden einzelnen.

„Du könntest die Bücher auch spenden“, sagt Franzi vom Sofa aus, das nicht mehr mein Sofa ist, weil es ab Montag einer WG in Neukölln gehört. Sie hält ein Glas Wein, das definitiv noch mein Wein ist.

„Ich spende keine Bücher über Tragwerkslehre.“

„Wann hast du das letzte Mal eins aufgeschlagen?“

„Darum geht es nicht. Es geht ums Prinzip.“

„Dein Prinzip wiegt dreißig Kilo pro Karton.“

Franzi ist seit dem Studium meine beste Freundin, was bedeutet, dass sie das Recht erworben hat, in den ungünstigsten Momenten recht zu haben. Ich setze mich auf Karton sieben, der unter mir nachgibt wie meine Contenance in den letzten drei Wochen, und nehme ihr das Glas aus der Hand.

Drei Wochen. In drei Wochen kann man ein Fundament gießen, wenn das Wetter mitspielt. Man kann auch, wie sich herausgestellt hat, eine Festanstellung verlieren, eine Hochzeit absagen lassen und eine Dreizimmerwohnung kündigen. Ich bin effizient, auch im Untergang.

Montag vor drei Wochen: Konferenzraum drei, der mit dem kaputten Beamer. Mein Chef, der zwei Jahre lang „Lena, was würden wir ohne Sie machen“ gesagt hat, fand die Antwort auf seine eigene Frage erstaunlich schnell, als das dänische Mutterhaus

„Strukturen verschlankte“. Betriebsbedingt, hieß es. Nichts Persönliches, hieß es. Ich habe genickt, meine Projekte übergeben wie eine Erwachsene und erst auf dem Parkplatz in mein Auto geschrien.

Mittwoch vor drei Wochen: Markus. Unser Esstisch, sein bestes Hemd, was mich hätte warnen müssen — Markus zieht sich schick an, wenn er unangenehme Termine hat, er ist zu Beerdigungen und Gehaltsverhandlungen identisch angezogen. Er hat lange geredet, und ich habe zugehört, wie man einem Gutachten zuhört, das man schon kennt: Setzungsschäden in der Beziehung, seit Jahren dokumentiert, von beiden Seiten übertüncht. Und dann der Satz, den ich ihm fast verziehen hätte, weil er der ehrlichste seines Lebens war: „Ich glaube, ich liebe die Idee von uns mehr als uns.“

Die Idee von uns. Ich habe drei Jahre in einer Idee gewohnt. Immerhin war sie gut geschnitten.

„Woran denkst du?“, fragt Franzi.

„An Klebeband.“

„Du denkst an Markus.“

„Ich denke an Klebeband, das wie Markus ist. Hält nur unter Idealbedingungen.“

Sie lacht, und ich lache mit, weil das die Vereinbarung ist: Ich darf zusammenbrechen, aber bitte in Pointen. Gefühle sind wie Feuchtigkeit im Mauerwerk. Man muss sie kontrolliert entweichen lassen, sonst sprengen sie einem den Putz von den Wänden.

Mein Handy klingelt in Karton drei, „Diverses/Wichtig“, was zugegebenermaßen eine Beschriftung ist, die beide Worte entwertet. Unbekannte Nummer, Vorwahl 0034. Spanien. Ich kenne niemanden in Spanien. Ich kenne, wenn ich ehrlich bin, gerade auch in Deutschland nicht mehr besonders viele Leute, die mich anrufen würden.

„Brandt?“

„Buenas tardes. Spreche ich mit Frau Magdalena Brandt?“ Die Stimme ist männlich, älter, und trägt einen Akzent wie einen gut gebügelden Anzug. „Mein Name ist Suárez, ich bin Notar in Arrecife. Lanzarote.“

„Wenn es um ein Zeitanteilsmodell geht —“

„Es geht um den Nachlass von Johanna Voss.“

Der Regen macht weiter, Franzi macht weiter, die Welt macht weiter, nur ich sitze auf Karton sieben und buchstabiere innerlich einen Namen, den ich seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren nicht gehört habe. Johanna. Hanne. *Die Hanne*. Bei uns zu Hause war das kein Name, das war eine Wetterlage. Wenn er fiel — selten, meistens an Weihnachten, meistens nach dem zweiten Eierlikör —, dann senkte meine Großmutter die Stimme, und meine Mutter verließ den Raum, und irgendjemand sagte „fang nicht wieder damit an“. Die Schwester meiner Großmutter. Die, die weggegangen ist. Mehr habe ich nie erfahren, und irgendwann habe ich aufgehört zu fragen, weil Fragen in meiner Familie behandelt werden wie tragende Wände: Man reißt sie nicht ein, man tapeziert drüber.

„Frau Brandt? Sind Sie noch da?“

„Ja. Entschuldigung. Sie ist — Hanne ist gestorben?“

„Vor zwei Monaten. Es hat gedauert, Sie zu ermitteln. Frau Voss hat Sie in ihrem Testament bedacht.“ Papier raschelt, viertausend Kilometer entfernt, und ich höre es trotzdem. „Es handelt sich um eine Finca in der Gemeinde Teguisse, nahe Caleta de Famara. Beziehungsweise“, er räuspert sich auf eine Art, die ich noch kennenlernen werde, „um einen Anteil daran.“

„Einen Anteil.“

„Fünzig Prozent.“

„Und die anderen fünfzig?“

„Das“, sagt Suárez, „erläutere ich Ihnen gerne persönlich. Es gibt einige... Modalitäten. Frau Voss hatte sehr genaue Vorstellungen.“

Ich stehe auf, weil man wichtige Telefonate im Stehen führt, das hat mir mal ein Bauleiter beigebracht, und gehe ans Fenster. Unten glänzt die Straße. Ein Haus. Ich erbe ein halbes Haus von einer Frau, die ich zweimal im Leben gesehen habe, einmal davon auf einem Foto, das meine Großmutter schnell wieder in die Schublade gelegt hat.

„Frau Brandt, ich weiß, das kommt unerwartet. Sie müssten für die Testamentseröffnung und die weiteren Schritte einmal persönlich —“

„Wie ist der Zustand?“

„Bitte?“

„Der Zustand des Gebäudes. Baujahr, Dach, Substanz.“ Mein Mund erledigt das von allein. Es ist beruhigend, Fragen zu stellen, auf die es messbare Antworten gibt.

Suárez macht eine Pause, in der ich ihn lächeln höre, was akustisch eigentlich nicht möglich ist. „Ende neunzehntes Jahrhundert. Das Dach über dem Küchentrakt ist, ich zitiere den Gutachter, ‚perspektivisch als offen zu betrachten‘. Frau Voss hat in den letzten Jahren nur noch das Nötigste machen lassen. Von einem Herrn aus dem Dorf.“

„Verstehe. Sanierungsstau.“ Ich nicke dem Regen zu. Sanierungsstau kann ich. Sanierungsstau ist meine Muttersprache. „Herr Suárez, ich will ehrlich sein: Ich werde das Objekt aller Voraussicht nach veräußern. Ich nehme an, dem steht nichts entgegen?“

Wieder diese Pause. Länger diesmal.

„Kommen Sie nach Lanzarote, Frau Brandt“, sagt er schließlich. „Dann besprechen wir, was dem entgegensteht.“

Als ich auflege, sitzt Franzi aufrecht wie ein Erdgeschoss nach der Unterfangung. „Was. War. Das.“

„Ich habe geerbt. Ein halbes Haus. Auf Lanzarote.“ Ich höre selbst, wie absurd das klingt. „Von der Tante, über die man bei uns nicht spricht.“

„Die Skandaltante?“

„Wir wissen nicht, ob es einen Skandal gab.“

„Lena. Eine Frau wandert 1972 allein auf eine Vulkaninsel aus und wird totgeschwiegen. Natürlich gab es einen Skandal.“ Franzi ist bei mir angekommen, Weinglas in der Hand, Augen groß. „Was machst du jetzt?“

Und da ist er, dieser Moment, den ich gut kenne, der Moment nach dem Einsturz, wenn der Staub sich legt und man das erste Mal wieder klar sieht. Kein Job. Kein Markus. Ab Montag keine Wohnung. Ich hatte vor, bei Franzi zu schlafen, Bewerbungen zu schreiben und so zu tun, als wäre das ein Plan.

„Zwei Wochen“, sage ich. „Ich fliege hin, verschaffe mir ein Bild, setze ein Sanierungskonzept auf, das kann man von hier aus steuern, und dann geht das Ding an einen Makler. Mit dem Erlös —“ Ich rechne, und die Zahl, die dabei herauskommt, hat genug

Stellen, um ein Wort zu bilden, das ich seit Jahren mit mir herumtrage wie andere Leute ein Urlaubsfoto: *eigenes Büro*. „Mit dem Erlös mache ich mich selbstständig.“

„Du hast das Haus noch nicht mal gesehen.“

„Ich muss es nicht sehen. Es ist ein Objekt mit Standortvorteil und Sanierungsstau.“ Ich nehme mein Handy. „Häuser sind keine Gefühle, Franz. Häuser sind Aufgabenlisten mit Dach.“

„Weißt du, dass du gruselig bist, wenn du so redest?“

„Ich bin nicht gruselig. Ich bin fertig geworden.“ Mit allem, will ich sagen, mit dem Job, mit Markus, mit dieser Stadt, aber der Satz bleibt auf halber Höhe hängen, also tippe ich stattdessen. *Caleta de Famara*. Die Suche lädt. Berlin regnet gegen die Scheibe.

Und dann erscheint das Bild.

Ein Strand, so breit, dass die Menschen darauf zu Kommas werden. Dahinter steigt eine Wand aus Fels auf, sechshundert Meter, rostrot und ocker und violett, wo die Wolken Schatten daraufwerfen, eine Klippe wie eine Behauptung. Davor ein Dorf, geduckt, weiß, mit Sandstraßen. Auf einem zweiten Foto biegen sich Palmen in einem Wind, den man sehen kann, tatsächlich *sehen*, an der Gischt, die waagerecht über das Wasser zieht.

„Wow“, sagt Franz über meine Schulter. „Sieht aus wie der Rand der Welt.“

Ich will etwas Effizientes antworten. Etwas über Erschließung, über Küstenschutzauflagen, über Quadratmeterpreise in Strandnähe. Es wäre nicht schwer, ich habe die Sätze alle vorrätig.

Aber ich sage nichts. Ich sitze in meiner leergeräumten Wohnung auf einem Karton, in dem mein altes Leben verklebt ist, und schaue auf eine Klippe am Rand der Welt, und irgendetwas in mir, ganz unten, im Fundament, wo ich seit Jahren nicht mehr nachgesehen habe —

wird still.

Zwei Wochen, denke ich. Maximal.

Ich habe mich in meinem Leben schon präziser verkalkuliert. Aber selten so schön.

* * *

KAPITEL 2 – DIE DEUTSCHE KOMMT

Der Sturm hat das Gartentor wieder aus den Angeln gedrückt. Unteres Band, wie immer. Ich habe Hanne hundertmal gesagt, dass die Mauer an der Stelle arbeitet, dass man den Pfosten neu setzen muss, richtig, mit Fundament. Sie hat hundertmal genickt und gesagt: „Nächstes Jahr, Rafa.“

Jetzt gibt es kein nächstes Jahr mehr, und ich stehe trotzdem hier.

Der Wind kommt aus Nordwest, kräftig, mit Sand darin. Er schiebt mir das Tor gegen die Schulter, während ich das Band ausrichte, und ich lasse ihn. Gegen den Wind arbeitet man nicht. Man arbeitet mit ihm oder gar nicht, das ist das Erste, was man hier lernt, im Wasser wie an Land.

Die Schrauben sind ausgerissen. Ich setze Dübel, größer, einen Fingerbreit versetzt ins gesunde Material. Das Holz ist gut, kanarische Kiefer, ich habe es selbst ausgesucht, vor neun Jahren. Hanne wollte damals ein Tor aus dem Baumarkt, verzinkt, „praktisch“. Ich habe ihr eins gebaut und gesagt, praktisch ist, was hält. Sie hat gelacht und mich einen Dickschädel genannt, auf Deutsch, und mir dann beigebracht, was das heißt.

Zwei Monate ist sie jetzt tot, und ich repariere ihr Tor.

Carmen sagt, das sei nicht gesund. Carmen sagt vieles.

Das Haus hinter mir schweigt. Ich sehe nicht hin, ich weiß auch so, wie es aussieht: die Läden zu, der Kalk stumpf, über der Küche die Plane, die ich nach dem Februarsturm gespannt habe und die kein Winter mehr überlebt. Ein Haus stirbt schneller als ein Mensch, wenn niemand drin wohnt. Es fängt mit dem Geruch an und hört mit dem Dach auf.

Trípode sitzt auf der Hofmauer und schaut mir bei der Arbeit zu, als würde sie mich bezahlen. Drei Beine, ein halbes Ohr, die Ruhe eines Tieres, das Schlimmeres kennt als Wind. Sie ist nicht meine Katze. Sie war Hannes Katze, ungefähr so, wie der Wind Hannes Wind war: Sie hat beides gefüttert und keins besessen.

„Ich weiß“, sage ich zu ihr. „Gleich.“

Die Sardinen liegen im Auto.

Das Telefon geht, als ich die letzte Schraube anziehe. Notariat Suárez, Arrecife. Ich klemme das Gerät zwischen Ohr und Schulter und ziehe weiter an.

„Perdomo.“

„Don Rafael. Ich habe Neuigkeiten in der Nachlasssache Voss.“ Suárez redet wie seine Urkunden, jedes Wort gestempelt. Ich mag das. Man weiß, woran man ist. „Wir haben die Miterbin ermittelt.“

Die Schraube sitzt. Ich richte mich auf.

„Die Großnichte. Magdalena Brandt, wohnhaft in Berlin. Ich habe heute mit ihr gesprochen. Sie wird kommen.“

Der Wind zieht durch den Hof und nimmt den Deckel einer Regentonne mit, ich höre ihn scheppern, drei Höfe weiter. Irrendwo müsste ich jetzt etwas sagen.

„Don Rafael?“

„Wann?“

„In den nächsten Tagen. Sie schien...“ Er macht eine Notarpause. „...entschlossen.“

„Entschlossen wozu?“

„Sie sprach von Veräußerung.“

Natürlich. Natürlich sprach sie davon. Ich schaue über die Mauer zum Haus, die Plane über der Küche bläht sich im Wind wie etwas, das atmet, und ich denke an fünfundzwanzig Jahre. So lange hat diese Familie gebraucht, um sich für Hanne zu interessieren. Genauer: für Hannes Grundbucheintrag. Zu ihrer Beerdigung waren wir siebenundzwanzig Leute. Das ganze Dorf und kein einziger Brandt, kein Voss, niemand aus dem Land, dessen Sprache sie mir beigebracht hat, damit „wenigstens einer hier versteht, wie ich fluche“.

„Don Rafael, ich muss Sie darauf hinweisen, dass die Verfügung Ihrer Freundin einige Besonderheiten enthält, die ich beiden Parteien gemeinsam eröffnen werde. Es wäre gut, wenn Sie kommende Woche —“

„Ich verkaufe nicht.“

„Das“, sagt Suárez, und zum ersten Mal höre ich so etwas wie einen Menschen hinter dem Stempelkissen, „hat Frau Voss vermutet. Kommen Sie trotzdem. Es wird Sie interessieren.“

Danach stehe ich eine Weile im Hof. Der Wind dreht ein bisschen, mehr Nord jetzt, das gibt morgen sauberen Swell, anderthalb

Meter, ablandig am Vormittag. Ich denke das automatisch, so wie andere Leute die Uhrzeit denken. Um acht kommen sechs Anfänger aus dem Surfcamp, um elf die Gruppe aus Zürich. Neopren flicken, den Bus ausräumen, Carmen die Kisten fürs Restaurant bringen. Ein Tag hat viele Fächer, wenn man will, dass er keine Löcher hat.

Ich füttere die Katze, die nicht meine Katze ist. Dann fahre ich runter ins Dorf.

* * *

Das Restaurant hat um diese Zeit nur Einheimische, drei Tische, dazu Ottmar, der seit zwanzig Jahren Stammgast ist und damit als Einheimischer durchgeht. Carmen steht in der Küche und zerlegt einen Zackenbarsch mit einer Geschwindigkeit, die im Familienstreit noch nie ein gutes Zeichen war.

„Du siehst aus wie Papa, wenn das Finanzamt geschrieben hat“, sagt sie, ohne aufzusehen.

„Die Erbin kommt. Aus Berlin. Sie will verkaufen.“

Das Messer stoppt. Carmen sieht mich an, und in ihrem Gesicht läuft alles gleichzeitig ab, was in meinem seit dem Anruf still steht: Wut, Rechnen, wieder Wut. Sie ist neun Jahre jünger als ich und war schon immer schneller. In allem.

„An wen verkaufen? Da oben kauft kein Mensch ein Haus zum Wohnen. Da kaufen die Fonds, die aus dem Ort ein Regal machen. Fünfzig Schlüsselboxen und kein Licht im Winter.“ Sie zeigt mit dem Messer ungefähr Richtung Hauptstraße, wo seit letztem Jahr drei Häuser genau das geworden sind. „Was für ein Mensch erbt ein Haus von Hanne und denkt zuerst an Geld?“

„Einer, der Hanne nicht kannte.“

„Dann soll sie sie kennenlernen.“ Carmen wendet sich wieder dem Fisch zu. „Du kaufst ihr die Hälfte ab.“

„Womit?“

„Mit der Bank.“

„Die Bank will Sicherheiten. Ich habe eine Surfschule, die der Bank so viel wert ist wie dem Wind.“ Ich setze mich auf den Hocker am Pass, wo ich als Kind saß, wenn Papa vorne bediente und Mama

hinten kochte, und wo seitdem jedes Problem dieser Familie besprochen worden ist. „Und die Werkstatt zählt nicht, solange sie stillliegt.“

„Dann mach sie wieder auf.“

„Carmen.“

„Was? Ich sag's, wie es ist. Du hast ein Handwerk, für das Leute auf der ganzen Insel Monate warten, und du machst Balkone nach Feierabend und nennst es Hobby, weil du dich nicht traust, den Schlüssel umzudrehen.“ Das Messer arbeitet weiter, sauber, gnadenlos. „Papa ist sieben Jahre tot, Rafa. Die Werkstatt gehört nicht ihm. Sie gehört dir.“

Ich antworte nicht. Es gibt Gespräche, die führen wir alle drei Monate, immer gleich, wie die Gezeiten. Sie weiß, warum die Werkstatt zu ist. Sie war dabei, damals, als ich drin stand, zwei Wochen nach der Beerdigung, die Hand an der Hobelbank, und es nicht konnte. Nicht ohne ihn. Und dann kam Sofia und sagte, mach doch was Eigenes, woanders, in Barcelona gibt es Werkstätten — und wie das ausging, weiß Carmen auch.

„Wie heißt sie?“, fragt sie irgendwann, versöhnlicher, und schiebt mir ein Stück Brot mit Mojo hin.

„Magdalena Brandt.“

„Und was weißt du über sie?“

„Dass sie in fünfundzwanzig Jahren nicht einmal hier war.“

Carmen wischt sich die Hände ab und sieht mich lange an. Sie hat die Augen unserer Mutter, und die konnten dasselbe: einen ansehen, bis man sich selbst zuhört.

„Hanne hat sie in ihr Testament geschrieben“, sagt sie. „Hanne. Die klügste Frau, die dieses Dorf je hatte. Meinst du nicht, sie hatte einen Grund?“

* * *

Abends fahre ich noch mal hoch. Ich sage mir, wegen der Plane, der Wind soll ja zunehmen. Die Wahrheit ist: Ich fahre hoch, weil ich es immer tue, seit zwei Monaten, weil das Haus sonst niemanden mehr hat.

Ich prüfe die Spanngurte, die halten. Ich sammle zwei Ziegel ein, die es vom First geweht hat, und lege sie zu den anderen in den Hof, auf den Stapel, der jede Woche wächst. Dann stehe ich in der

Küche, in der es noch nach ihr riecht, nach Kaffee und Zitronenschale und dem Zeug, mit dem sie ihre Bücher abgewischt hat, und ich sage laut, weil es niemand hört außer dem Wind und vielleicht ihr:

„Deine Nichte kommt. Sie will dein Haus verkaufen.“

Der Wind geht durch die kaputte Scheibe im Flur, die ich seit Wochen verglasen will, und macht das Geräusch, das Hanne „das Haus singt“ genannt hat und ich „Zugluft“.

Auf dem Küchentisch liegt noch ihr letztes Kreuzworträtsel. Vier Waagerecht, acht Buchstaben, „beharrlich, stur“. Sie hat mit Bleistift DICKKOPF eingetragen, es passte nicht, sie hat es trotzdem stehen lassen und an den Rand geschrieben: *stimmt aber*.

Ich mache das Licht aus.

Soll sie kommen, die Deutsche. Soll sie ihre Prozente zählen. Ich habe diesem Haus zwanzig Jahre lang das Dach zusammengehalten, ich kenne jeden Balken beim Vornamen, und wenn sie glaubt, sie kann hier mit einem Makler durchmarschieren, dann wird sie merken, was jeder merkt, der zum ersten Mal in Famara ins Wasser geht:

Es sieht nur von Weitem einfach aus.

* * *

KAPITEL 3 – FÜNFZIG PROZENT

Der Mietwagen ist der kleinste, den sie hatten, und trotzdem zu groß für das, was hier als Straße gilt. Seit dem Ortsschild fahre ich auf Sand. Nicht auf sandigem Asphalt — auf Sand, festgefahren, mit Wellen darin wie ein schlecht abgezogener Estrich. Das Navi hat vor zwei Kilometern „Sie haben Ihr Ziel erreicht“ gesagt und sich dann innerlich verabschiedet.

Ich fahre im Schrittempo an weißen Häusern vorbei, die alle aussehen, als hätte sie derselbe sture Maurer gebaut, und über allem hängt diese Klippe. Auf dem Foto war sie beeindruckend. In echt ist sie eine Zumutung. Sie steht einfach da, sechshundert Meter hoch, und erledigt nebenbei alles, was ich an Selbstgesprächen vorbereitet hatte.

Konzentration, Brandt. Objektbesichtigung, vierzehn Uhr
Notar, Rückflug in dreizehn Tagen.

Die Finca liegt am Ortsrand, wo die Sandstraße aufgibt und in einen Pfad übergeht. Ich erkenne sie von den Katasterunterlagen: L-förmiger Baukörper, Hof, Nebengebäude. Was in den Unterlagen nicht stand: der Drachenbaum im Hof, der aussieht, als wäre er älter als das Grundbuch. Die blaue Plane über dem Küchentrakt, die sich im Wind bläht. Und der Pickup vor der Mauer, verstaubt, Ladefläche voller Holz.

Und auf dem Dach ist ein Mann.

Er kniet am First, mit dem Rücken zu mir, und tut irgendetwas mit den Ziegeln, das kompetent aussieht. Breite Schultern, ausgebleichenes T-Shirt, Bewegungen von jemandem, der nicht zum ersten Mal auf einem Dach kniet. Der Hausmeister, denke ich. Der „Herr aus dem Dorf“, von dem der Notar sprach. Perfekt. Genau mit dem muss ich reden.

„Hola!“, rufe ich gegen den Wind. „Buenos días!“

Er dreht den Kopf. Sieht mich an. Sagt nichts.

„Ich bin Lena Brandt!“ Ich zeige auf das Haus, dann auf mich, internationale Zeichensprache für *Eigentümerin*, *quasi*. „Die Erbin? La... heredera?“

Er sieht mich weiter an. Er hat ein Gesicht, das vermutlich gut aussähe, wenn es nicht gerade den Ausdruck einer Wetterlage hätte, und zwar keiner guten. Dann dreht er sich wieder zu seinen Ziegeln.

Na großartig. Ich hole mein Handy raus, drei Balken, Wunder der Technik, und rufe Franzl an, während ich die Hofmauer abgehe und Risse fotografiere.

„Ich bin da“, sage ich. „Es ist absurd hier. Der Ort besteht aus Sand und Wind, das Haus ist eine Ruine mit Meerblick, und auf dem Dach kniet ein Einheimischer, der mich ansieht, als hätte ich ihm den Parkplatz weggenommen.“

„Süß oder gefährlich?“

„Franzi.“

„Das ist eine Sachfrage.“

„Er ist der Hausmeister oder so was. Redet nicht. Guckt nur. So ein... Inselgott mit Kommunikationsverweigerung, du kennst den Typ, zu viel Kinn, zu wenig Small Talk.“ Ich fotografiere den nächsten Riss, Setzungsschaden, harmlos, das Fundament steht besser da als erwartet. „Egal. Das Haus: Substanz solide, Dach über der Küche Totalschaden, Rest machbar. Wenn der Notar mitspielt, ist das hier in sechs Wochen beim Makler. Ich muss nur rausfinden, was diese ominösen ‚Modalitäten‘ sind und wem die anderen fünfzig Prozent gehören. Wahrscheinlich irgendeinem Cousin dritten Grades, der froh ist über schnelles Geld.“

„Und wenn nicht?“

„Dann wird verhandelt. Ich verhandle beruflich mit Bauämtern, Franzl. Mich schreckt hier gar nichts.“

Über mir klirrt ein Ziegel. Der Mann auf dem Dach ist aufgestanden, in einer einzigen Bewegung, als hätte das Dach ihn hochgeklappt, und steigt die Leiter runter, ohne die Hände zu benutzen, was ich aus arbeitsschutzrechtlicher Sicht verurteile und aus jeder anderen Sicht zur Kenntnis nehme. Franzl redet noch. Ich sage: „Ich ruf dich nach dem Notar an“, und lege auf.

Er kommt durch das Gartentor — das übrigens frisch repariert ist, saubere Arbeit, neue Dübel, versetzt gesetzt, der Mann kann was —, wischt sich die Hände an der Hose ab und bleibt zwei Meter vor mir stehen. Aus der Nähe ist das Gesicht noch mehr Wetterlage. Sturmtief Rafael, würde ich später sagen, aber da weiß ich den Namen noch nicht.

„Sie arbeiten hier?“, frage ich, langsam und deutlich, auf Englisch. „Das Haus? Reparieren?“

Er sieht auf meine Schuhe, die für Berlin gedacht waren und hier pro Schritt eine halbe Düne aufnehmen. Dann wieder hoch.

„Manchmal“, sagt er. Englisch, Akzent, Ende der Durchsage.

„Gut. Sehr gut sogar.“ Ich wechsele in den Modus, der auf Baustellen funktioniert: freundlich, schnell, sachlich. „Ich bin die neue Miteigentümerin. Ich werde das Objekt sanieren und verkaufen, und ich brauche jemanden mit Ortskenntnis. Bestandsaufnahme, Gewerke, vielleicht Bauleitung. Beahlt natürlich. Haben Sie eine Karte? Telefonnummer?“

Irgendetwas passiert in seinem Gesicht. Es ist klein und schnell, ein Zucken am Mundwinkel, und ich könnte schwören, es ist keine Freundlichkeit. Er greift in die Hosentasche, und für eine Sekunde denke ich tatsächlich, jetzt kommt eine Visitenkarte.

Es ist ein Autoschlüssel.

„Termin ist um zwei“, sagt er. Auf Englisch. „Arrecife. Fahren Sie hinter mir her. Sonst finden Sie's nicht.“

Er steigt in den Pickup. Ich stehe im Wind und brauche drei volle Sekunden.

„Woher wissen Sie —“, rufe ich, aber der Motor läuft schon, und die dreibeinige Katze auf der Mauer sieht mich an, als wüsste sie etwas, das ich noch lernen muss.

* * *

Das Notariat riecht nach Papier und Kaffee und liegt in einer Seitenstraße, in der der Wind endlich Pause macht. Suárez ist um die sechzig, randlose Brille, Anzug trotz Klimaanlage, und er begrüßt den Hausmeister mit Handschlag und „Don Rafael“, was mich hätte stutzig machen sollen, und mich mit „Frau Brandt, willkommen auf Lanzarote“ in einem Deutsch, das besser ist als das meiner Praktikanten.

Wir sitzen an einem Tisch aus dunklem Holz, ich auf der einen Seite, der Hausmeister auf der anderen, und Suárez öffnet eine Mappe mit einer Sorgfalt, die man sonst nur bei Sprengmeistern sieht.

„Bevor ich das Testament eröffne, darf ich vorstellen, da Sie einander ja nun schon begegnet sind.“ Er deutet über den Tisch.

„Frau Magdalena Brandt, Großnichte der Erblasserin. Don Rafael Perdomo Cabrera —“

„Wir kennen uns“, sage ich. „Er macht was am Haus.“

„— Miterbe zu fünfzig Prozent.“

Der Satz braucht einen Moment, bis er bei mir ankommt, so wie manche Schäden erst beim zweiten Hinsehen sichtbar werden. Ich sehe zu dem Mann hinüber, der mich vom Dach herab hat auflaufen lassen, der neben mir hergefahren ist, vierzig Minuten, im Wissen, wer ich bin, und der jetzt zum ersten Mal, ganz kurz, so etwas wie ein Lächeln zeigt. Es ist kein nettes.

„Sie sind der Cousin dritten Grades“, sage ich idiotischerweise.

„Ich bin der Hausmeister“, sagt er. „Oder so was.“

„Frau Voss“, fährt Suárez fort, als wäre der Raum nicht gerade um zehn Grad kälter geworden, „hat verfügt, dass ihr Anwesen zu gleichen Teilen an Sie beide fällt. Damit verbunden ist eine Auflage.“ Er setzt die Brille ab, und ich lerne in diesem Moment, dass Notare Dramaturgie können. „Eine Veräußerung des Anwesens, ganz oder in Teilen, ist erst zulässig, nachdem beide Erben die Instandsetzung des Haupthauses gemeinsam ausgeführt haben. Gemeinsam, Frau Brandt, ist im Testament unterstrichen. Frau Voss definiert im Anhang, was sie darunter versteht: eigenhändige Mitarbeit beider Erben, dokumentiert, über die wesentlichen Gewerke. Für die Erfüllung setzt sie eine Frist von sechs Monaten ab heute.“

„Und wenn nicht?“, fragen wir gleichzeitig, auf Deutsch, beide.

Ich fahre herum. Der Hausmeister — der Miterbe — sieht stur geradeaus.

„Sie sprechen Deutsch?“

„Wenn's sein muss“, sagt er. Auf Deutsch. Akzentfrei bis auf ein Rollen im R, und ich denke an vierzig Minuten Autobahn und ein Telefonat auf laut gestellt, *Inselgott mit Kommunikationsverweigerung, zu viel Kinn*, und mir wird abwechselnd heiß und kalt.

„Falls die Auflage nicht fristgerecht erfüllt wird“, sagt Suárez ungerührt, „fällt das gesamte Anwesen an die Fundación César Manrique. Ersatzlos. Für beide.“

Stille. Draußen fährt ein Roller vorbei. Der Mann mir gegenüber verschränkt die Arme, und ich sehe an seinem Kiefer, dass diese

Klausel für ihn genauso neu ist wie für mich, und dass sie ihn genauso trifft, nur an einer anderen Stelle.

„Das ist nicht ihr Ernst“, sagt er. „Ich setze das Haus instand, seit zwanzig Jahren, allein —“

„Eben“, sagt Suárez.

„Ich fechte das an“, sage ich. „Eine Auflage, die mich zwingt, ein halbes Jahr auf einer Insel Ziegel zu schleppen mit einem —“ Mir fällt kein Wort ein, das man vor Notaren sagt.

„Steht Ihnen frei“, sagt Suárez freundlich. „Spanisches Erbrecht, deutsche Erblasserin, Belegenheitsort Kanaren. Rechnen Sie mit drei bis fünf Jahren Verfahrensdauer. Die Frist läuft währenddessen weiter.“

„Das ist Erpressung.“

„Das“, sagt Suárez, und jetzt lächelt er zum ersten Mal, und es ist das Lächeln von jemandem, der die Verstorbene sehr gemocht hat, „ist Johanna Voss.“

Wir sitzen da, der Miterbe und ich, auf zwei Seiten eines dunklen Tisches, zwischen uns eine Mappe, ein totes Haus und eine tote Frau, die uns beide offenbar besser kannte, als uns lieb sein kann. Er sieht mich an. Ich sehe ihn an. Und zum ersten und für lange Zeit letzten Mal an diesem Tag sind wir uns vollkommen einig, denn wir sagen es exakt gleichzeitig:

„Das kommt nicht infrage.“

Weitere Informationen zum Buch. Bitte hier klicken!